

WÜRZBURGER UNIVERSITÄTSREDEN

Heft 26

HERMANN BENGTON

BARTHOLD GEORG NIEBUHR
UND DIE IDEE DER
UNIVERSALGESCHICHTE
DES ALTERTUMS

WÜRZBURGER REKTORATSREDE
GEHALTEN AM 11. MAI 1960
ZUM 378. STIFTUNGSFEST DER
JULIUS-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT

Hochansehnliche Festversammlung!

Vor genau 200 Jahren, im Jahre 1760, wurden in Dänemark die letzten Vorbereitungen für eine wissenschaftliche Expedition getroffen. Diese Expedition ist unseres Wissens eine der ersten, die je von einem modernen Staat geplant und auch durchgeführt worden ist. Angeregt hatte sie ein Deutscher, der Göttinger Alttestamentler Michaelis. Dieser Theologe war es, der dem dänischen Staatsminister Johann Hartwig Ernst von Bernstorff, dem „älteren Bernstorff“, den Gedanken vorgetragen hatte, daß die Kenntnis des Landes Arabien für die philologische und historische Erforschung des Alten Testaments von grundlegender Bedeutung sein müßte. Zunächst hatte man nur die Entsendung eines einzigen Orientalisten ins Auge gefaßt. Zum Glück ließ man aber diesen Gedanken wieder fallen und beschloß, eine fünfköpfige Expedition für den Orient zusammenzustellen. Die wissenschaftlichen Teilnehmer waren ihrer drei: der Philologe von Haven, ein Däne, der Botaniker Forskål, ein Schwede, und der Ingenieur Carsten Niebuhr, ein Niedersachse. Dazu kamen als Expeditionsarzt ein gewisser Dr. Cramer und als Zeichner der Maler Baurenfeind.

Um es gleich vorwegzunehmen: die Zusammensetzung der Expedition war in personeller Hinsicht nicht gerade glücklich. Auch wenn man von dem vernichtenden Urteil absieht, das Carsten Niebuhr über seine Reisegefährten und ihr Verhalten auf der Expedition — mit der einzigen Ausnahme von Forskål — gefällt hat, so mußte es von vornherein als bedenklich erscheinen, daß man nicht einmal den Versuch gemacht hatte, den bedeutendsten Arabisten jener Zeit, den Deutschen Joh. Jac. Reiske, zu gewinnen. Diese Unterlassung wiegt um so schwerer, wenn man weiß, daß Reiske damals buchstäblich mit dem Hunger zu kämpfen hatte. Aber Michaelis war ihm nicht gewogen, und Reiske hatte sich auch sonst so manche persönlichen Feinde gemacht.

Die kleine Expedition reiste mit einem dänischen Kriegsschiff, der „Grönland“, das die Aufgabe hatte, den Schutz der dänischen Interessen im Mittelmeer wahrzunehmen. Schon die Abfahrt war kein gutes Omen: nicht weniger als dreimal mußte die „Grönland“

wegen widriger Winde auf die Reede von Helsingör zurückkehren, erst die 4. Ausfahrt, am 10. März 1761, war endlich von Erfolg gekrönt.

Dänemark genoß in jener Zeit die Segnungen eines langen Friedens, der von den europäischen Kabinettskriegen nicht gestört wurde. So ist es kein Wunder, wenn die Geschichte von dem dänischen Könige Friedrich V. (1746—1766) nur wenig zu berichten weiß. Immerhin war es bekanntlich dieser Herrscher, der dem Dichter des ‚Messias‘, Klopstock, zur Vollendung des Werkes ein Jahrgehalt ausgesetzt hat — was wir dem König und seinem Ratgeber, dem Grafen Adam Moltke, nicht vergessen sollten. In jenen Tagen umfaßte der dänische Gesamtstaat neben dem Stammland auch Norwegen und große Teile Schleswig-Holsteins. Nach außen hin war es ein sehr bedeutender Staat, der nahezu die gesamte Ostflanke der Nordsee einnahm. Dazu verfügte der dänische Gesamtstaat über weitreichende Seeverbindungen, die sich bis Island und Grönland, ja sogar bis nach Westindien erstreckten. Ganz wolkenlos war freilich auch der Himmel über Kopenhagen nicht. Das Haus Holstein-Gottorp, das mit dem dänischen Königshause rivalisierte, hatte 1751 die Krone Schwedens erlangt, und in den ersten Tagen des Jahres 1762 bestieg ein weiteres Mitglied des Hauses Gottorp, der Herzog Karl Peter Ulrich, als Peter III. den russischen Thron. Sofort flammte der alte Streit zwischen dem Hause Gottorp und der Krone Dänemark um Schleswig-Holstein wieder auf, man befürchtete in Kopenhagen allen Ernstes einen Krieg mit Rußland. Da wurde der neue Zar Peter III. am 17. Juli 1762 nach einer Regierung von nur 6 Monaten ermordet. Nicht nur in Kopenhagen, auch in Wien atmete man spürbar auf, hatte doch Peter III. aus seiner Sympathie für den Preußenkönig Friedrich II., den wir Friedrich den Großen nennen, kein Hehl gemacht und dadurch zu einer entscheidenden Wende des 3. Schlesischen Krieges beigetragen. Mit diesem großen Kriege aber war das Ringen zwischen England und Frankreich um die Kolonien in der Neuen Welt und um die Vorherrschaft in Indien verflochten. Im Frieden von Paris (1763) erreichte Großbritannien einen gewaltigen Zuwachs seiner Besitzungen, vor allem in Kanada und Nordamerika, mit den Eroberungen Clives in Indien war auch hier bereits der Grund zur britischen Herrschaft gelegt.

Es ist nun an der Zeit, das Schicksal der kleinen dänischen Orientexpedition weiter zu verfolgen. Sie betrat im September 1761 in Ägypten den Boden des Orients. Hier blieb man ein volles Jahr. Carsten Niebuhr stellte Messungen an den Pyramiden an und kopierte eine Reihe hieroglyphischer Inschriften, die damals noch niemand zu deuten wußte. Die tadellosen Abschriften können wir noch heute in dem großen Reisewerk Niebuhrs bewundern.

Über Suez und Dschidda erreichte man endlich Südarabien, das Land Jemen. Hier starben von den 5 Teilnehmern zwei, von Haven und Forskål; auf der Seereise von Mocha nach Bombay verschied auch der Zeichner, nach der Landung in Indien der Expeditionsarzt, so daß nur noch Carsten Niebuhr übrig war. Dieser hatte in Bombay Gelegenheit, auf Grund eigener Beobachtungen eine Seekarte des Roten Meeres zu entwerfen; sie ist später von großer Bedeutung für die Indienfahrt der Briten geworden und hat dadurch einen neuen Weg des Welthandels erschlossen. Über Maskat und Oman wandte sich Niebuhr nach Persien, er ist einer der ersten Europäer, der die Ruinen von Persepolis besichtigt hat. Hier blieb er mehrere Wochen und ließ es sich nicht verdrießen, die Inschriften der altpersischen Könige in Keilschrift abzuzeichnen, die er ebensowenig verstand wie vorher die Hieroglyphen. Dabei mutete er seinen Augen zuviel zu, so daß ihm ein dauernder Schaden zurückgeblieben ist. Im Juni 1766 finden wir Carsten Niebuhr in Aleppo, im Februar 1767 in Konstantinopel, das er auf dem Landwege durch Anatolien erreicht hatte. Vorher hatte er Abstecher nach Cypern und Palästina unternommen. Auf dem Wege über Warschau, wo er von dem polnischen Könige Stanislaus Poniatowsky ehrenvoll empfangen wurde, und über Göttingen kehrte er schließlich nach Kopenhagen zurück. Mehr als 6^{1/2} Jahre war er abwesend gewesen, als er im November 1767 wieder den Boden der dänischen Hauptstadt betreten konnte. Mitten in den Vorbereitungen für sein Reisewerk über Arabien begriffen, wurde Carsten Niebuhr durch den Sturz des älteren Bernstorff schmerzlich überrascht. Es kam die Zeit, in der Struensee die Regierung des dänischen Gesamtstaates an sich riß, ein Mann von großer Begabung und ebenso großer Skrupellosigkeit. Niebuhr war die Ära Struensee in tiefster Seele zuwider, er hat dem neuen Mann niemals auch nur die geringste Beachtung geschenkt. Mit dem Sturze Struensees 1772 war dieses Kapitel dänischer Geschichte beendet, im gleichen Jahre erschien Niebuhrs „Beschreibung von Arabien“. Das Hauptwerk folgte 1774 und 1778 in zwei Bänden; es trug den Titel „Reisebeschreibung nach Arabien und anderen umliegenden Ländern“, es ist reich bebildert und noch heute eine kulturhistorisch interessante Lektüre.

Im Jahre 1778 siedelte Carsten Niebuhr mit seiner Familie von Kopenhagen nach Meldorf in Süderdithmarschen über; hier war ihm das Amt des Landschreibers übertragen worden. Noch in Kopenhagen, im Jahre 1776, war ihm ein Sohn geboren worden, es ist Barthold Georg Niebuhr, der spätere Gelehrte und Staatsmann, von dem die folgenden Ausführungen handeln werden. Die orientalische Expedition ist das große Erlebnis des Bauernsohnes Carsten Niebuhr gewesen, und auch der geniale Sohn Barthold

Georg hat zeitlebens unter dem Eindruck dieser Reise gestanden, die den Vater zu einer europäischen Berühmtheit gemacht hatte. Mit illustren Gelehrten wie mit dem französischen Orientalisten Silvestre de Sacy und mit dem deutschen Gräzisten und Arabisten Joh. Jacob Reiske hatte Carsten Niebuhr in Korrespondenz gestanden, mit Heinr. Christ. Boie und mit Joh. Heinr. Voß, dem Homerübersetzer, war der Vater eng befreundet — kein Wunder, wenn dem Sohne so manche Türen offenstanden!

In das Leben und Denken des jungen Barthold Georg Niebuhr erhalten wir einen hervorragenden Einblick durch seine Briefe, sie lassen die geistige und politische Entwicklung dieses einzigartigen Mannes klar hervortreten.

Der Jugend in dem reizlosen Landstädtchen Meldorf folgte seit 1794 die Universitätszeit in Kiel. Von 1796 bis 1798 war der junge Niebuhr Sekretär des dänischen Finanzministers, des Grafen Schimmelmann. 1798 folgte eine Reise nach Großbritannien — seit dieser Zeit war er ein unbedingter Verehrer des meerbeherrschenden Britanniens —, von 1800 bis 1806 finden wir ihn im ostindischen Büro des Ökonomie- und Kommerzkollegiums in Kopenhagen. Er war 30 Jahre alt, als die große Wende in seinem Leben eingetreten ist: aufgefordert von dem Freiherrn vom Stein, trat Barthold Georg Niebuhr in den preußischen Staatsdienst über. Er war nur wenige Tage in Berlin, als Preußens Heer auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstedt am 14. Oktober 1806 von der höchsten Höhe in die tiefste Tiefe gestürzt wurde. Niebuhr aber hat die Prüfung seines Charakters bestanden: er rettete mit anderen zusammen die preußische Staatskasse aus Berlin in den Osten, nach Königsberg, Memel und schließlich nach Riga. Diese Erlebnisse erst haben Niebuhr zum Manne gemacht, auch in der Not ist er dem preußischen Staate treu geblieben und hat ihm bis zum Jahre 1810 gedient. Nach einem Konflikt mit dem Staatskanzler Graf Hardenberg schied er aus dem aktiven Dienst aus und wurde mit dem Titel eines „Historiographen des preußischen Staates“ verabschiedet. Dieser Titel ist um so bemerkenswerter, wenn man weiß, daß Niebuhr bis dahin noch nichts Historisches veröffentlicht hatte. Als ordentliches Mitglied der Preussischen Akademie der Wissenschaften (seit 1810) hielt er an der neugegründeten Universität Berlin historische Vorlesungen; es war das Manuskript seiner später so berühmten „Römischen Geschichte“, die dann in den Jahren 1811 und 1812 erschienen ist, ein Werk, das völlig neue Grundlagen für eine Epoche geschaffen hat, die bisher noch niemals eine wirklich kritische Behandlung erfahren hatte. Die Römische Geschichte Niebuhrs hat eine neue Epoche der Geschichtswissenschaft inauguriert, und alle Historiker ohne Ausnahme, auch

die, die sich zu seiner Schule nicht bekennen, sind Schüler Niebuhrs (Th. Mommsen).

Die weitere Laufbahn Niebuhrs ist bald erzählt: er wurde 1816 preußischer Gesandter am Vatikan, dort hat er sich um den Abschluß des preußischen Konkordats mit dem hl. Stuhl sehr verdient gemacht. Seit 1825 lebte er in dem damals noch sehr stillen Bonn, in freier Verbindung mit der erst wenige Jahre zuvor (1818) gegründeten Universität. Obwohl sein Dasein auch hier nicht ganz ohne Erschütterungen geblieben ist, so waren doch die wenigen Bonner Jahre der Höhepunkt seines an Wechselfällen so reichen Lebens. Hier in Bonn hat er auf die akademische Jugend durch seine Vorlesungen einen tiefen Einfluß ausgeübt; gemeinsam mit Böckh und Brandis gründete er 1827 das „Rheinische Museum“, das noch heute floriert, und schließlich nahm er als Herausgeber das Bonner Corpus der byzantinischen Historiker in Angriff. Wenn er mit diesem Corpus auch keine reine Freude erlebt hat, so hat diese Edition doch den byzantinischen Studien, nicht allein in Deutschland, einen beträchtlichen Auftrieb gegeben. Als Niebuhr am 2. Januar 1831, noch nicht 55jährig, in Bonn verschied, da trauerte um ihn die ganze gelehrte Welt. Die europäische Gelehrtenrepublik hatte einen ihrer anerkannten Führer verloren, ein Verlust, der auch von Goethe aufrichtig betrauert wurde. Es ist im übrigen sehr bezeichnend, daß sich Goethe mehr für die Persönlichkeit als für die historischen Forschungen Niebuhrs interessiert hat. Seinen gleichfalls berühmten Vater hatte der jüngere Niebuhr nur um 15 Jahre überlebt: Carsten Niebuhr war 1815, im Alter von 82 Jahren, nahezu erblindet, heimgegangen, das Schicksal hatte es ihm noch vergönnt, den Sturz des von ihm grimmig gehaßten Napoleon zu erleben.

Unter den Vorlesungen der 11 Bonner Semester, die B. G. Niebuhr tätig gewesen ist, findet sich eine, die ein völliges Novum darstellt: sie hatte eine Gesamtgeschichte der Alten Welt zum Gegenstand, von den Anfängen bis zu jenem Zeitpunkt, an dem die verschiedenen Völker und Staaten im römischen Weltreich aufgegangen sind. Den Endpunkt des Ganzen bildete die Schlacht bei Actium (31 v. Chr.), in der Octavian seinen Rivalen Antonius niedergerungen und dadurch die Grundlagen für ein durch das Römertum bestimmtes Universalreich geschaffen hat. Als Folie diente Niebuhr dabei das Geschichtswerk des Pompejus Trogus, eines romanisierten Kelten aus augusteischer Zeit. Dieses Werk führt den Titel „*Historiae Philippicae*“, es ist leider nur in einem recht unzulänglichen Auszuge, der Epitome des Justinus, wahrscheinlich aus dem 3. Jh. n. Chr., erhalten. Niebuhr betitelte seine Vorlesung dementsprechend „Alte Geschichte nach Justins Folge“ oder, wie sie im Bonner Lections-

katalog für das Wintersemester 1829/30 angekündigt wurde: *historia aevi antiqui, eo ordine iisque limitibus qui in Justinii libris servantur.*

Zweimal hat Niebuhr diese nachmals so berühmte Vorlesung gehalten, zuerst im Sommer 1826, und dann, in wesentlich erweiterter Form, während zweier Semester, im Winter 1829/30 und im Sommer 1830. Bei der Gestaltung des Stoffes ließ sich Niebuhr von dem Gedanken leiten, daß allein eine philologische Disposition der Geschichte des Altertums gerecht werden könnte. Er spricht es offen aus: diese philologische Disposition hat zur Folge, daß diejenigen Völker, die wie die Chinesen, die Japaner und die Inder von jenseits des Ganges keine Beziehungen zur Welt des klassischen Altertums gehabt haben, aus der Betrachtung ausscheiden müssen. Selbst die Geschichte des jüdischen und des germanischen Volkes könne nur insoweit berücksichtigt werden, als diese Völker an der Geschichte des klassischen Altertums beteiligt waren. Für Niebuhr teilt sich die Geschichte des Altertums in zwei große Kreise; von ihnen wird der eine durch die Geschichte der Römer, der andere durch die Geschichte der Nicht Römer gebildet. Dabei sind in die nicht römische Geschichte neben den Griechen auch all' jene Völker einzubeziehen, von denen uns die Hellenen eine historische Kunde hinterlassen haben, d. h. also die Babylonier, die Assyrer, Ägypter, Meder, Skythen u. a.

Wie man nun zu der Auffassung der Alten Geschichte durch Niebuhr auch stehen mag — sie erscheint uns heute in ihrer einseitig unter philologischem Aspekt aufgebauten Disposition erweiterungsbedürftig — eins ist ganz sicher: und das zeigt auch die posthume Drucklegung, die sein Sohn Marcus Niebuhr 1847—1851 vorgenommen hat — hier liegt eine universale Auffassung vor, die sich für die Entwicklung der althistorischen Studien als außerordentlich anregend und fruchtbar erwiesen hat. Niebuhr hatte recht, wenn er auch im Hinblick auf die Geschichte des Alten Orients von der Überlieferung der Antike ausging, mochte diese zu seiner Zeit auch noch so unbefriedigend sein. Aber Niebuhr hat noch mehr getan: er hat, wenigstens in Ansätzen, an der in seinen Tagen im Gange befindlichen Arbeit an der Entzifferung der altorientalischen Sprachen Anteil genommen. Der Entzifferung der Hieroglyphen durch den genialen Franzosen Champollion steht er, nur vier Jahre nach dem berühmten Brief Champollions an Dacier vom 14. September 1822, wohlwollend und im ganzen positiv gegenüber. Und in der Behandlung der altmesopotamischen Geschichte findet sich in seinen Vorlesungen natürlich auch der Name Grotefends (I, 120), dem, wie bekannt, im Jahre 1802 als jungen Gymnasiallehrer die Entzifferung der Keilinschriften der Achämeniden gelungen war. Niebuhr sagt

dazu: „Die Namen, welche St. Martin und Grotefend in den Inschriften zu Persepolis entziffert haben, stimmen vollkommen mit den Namen des Herodot und des ptolemäischen Kanon überein: Xerxes und Darius werden in Formen gelesen, die der Zend-Sprache ganz angemessen sind.“ Es ist kein Zweifel: auch hier hatte der Historiker Niebuhr das Richtige gesehen, die spätere Forschung hat ihm vollständig recht gegeben.

Wer die Schriften Niebuhrs kennt, der weiß von der Sympathie, die dieser Mann für den Orient zeit seines Lebens empfunden hat, und zwar nicht nur für den Alten Orient, sondern gerade auch für seine moderne Entwicklung. Er bedauert zwar das negative Ergebnis der Kreuzzüge, er steht aber anderseits nicht an, etwa die Leistung des ersten Kalifen zu bewundern, dazu ist er mit der arabischen Historiographie vertraut, und auch die Problematik der sog. orientalischen Frage ist für ihn nichts Fremdes gewesen. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir in diesen Interessen das geistige Erbe seines Vaters wiederentdecken, der den Orient aus eigener Anschauung kannte und der seine Sympathien und Antipathien, insbesondere auch seine Abneigung gegen die Türken, auf den Sohn übertragen hat.

Diese Feststellung ist von großer geistesgeschichtlicher Bedeutung: wir erkennen hier eine sehr wichtige Komponente, die zur Formung der universalhistorischen Auffassung Entscheidendes beigetragen hat.

Gewiß hatte es gerade auch im 18. Jahrhundert die sog. Allgemeinen Welthistorien gegeben, riesige Enzyklopädien, in denen die gesamte Weltgeschichte, auch die des Altertums, behandelt worden war. In diesen Kompilationen lebt die Idee von den 4 Weltreichen, die im Anschluß an eine berühmte Stelle des Buches Daniel (2,31 f.) nicht allein die Geschichtsschreibung der Spätantike seit der Chronik des hl. Hieronymus, sondern auch die des Mittelalters beherrscht. Ich darf hier nur etwa an das Werk des Sleidanus „De quattuor summis imperiis“ (1556) erinnern, aus dem beispielsweise noch der spätere Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. Geschichte gelernt hat.

Ganz anders Niebuhr. Wenn auch nicht zu übersehen ist, daß die philologische Erforschung der Sprachen des Alten Orients zu seiner Zeit noch in den allerersten Anfängen steckte, so zeigen doch seine Vorlesungen in der Verbindung von Quellenkritik, historischer Landeskunde und universaler Gesamtauffassung des Geschichtsablaufes etwas ganz Neues. Die Betrachtungsweise Niebuhrs stellt einen neuen Anfang dar. Dieser neue Anfang aber ist nicht denkbar ohne

das Vorbild des Vaters, *seine* Gestalt und *seine* Leistungen werden in den Bonner Vorlesungen immer wieder lebendig.

Wie bekannt, ist es nicht B. G. Niebuhr, sondern Eduard Meyer gewesen, der die Idee der antiken Universalgeschichte zum ersten — und, wie es scheint, vorläufig auch zum letzten Male — in die Tat umgesetzt hat. Die geistige Verbindung zwischen den beiden Historikern ist ein geschichtliches Faktum. In einem Brief aus dem Jahre 1930, seinem letzten Lebensjahr, hat es Eduard Meyer (geb. 1855 zu Hamburg, gest. 1930 zu Berlin) selbst ausgesprochen, daß es Niebuhrs „Vorträge über alte Geschichte“ gewesen seien, die auf ihn als Gymnasiasten stark gewirkt hätten. Außerdem war der Direktor des Hamburger Johanneums, das Meyer besucht hat, ein Bonner Hausgenosse Niebuhrs: es war Johannes Classen, der bekannte Thukydidesforscher. Johannes Classen aber war der Lehrer Eduard Meyers.

Gleich Niebuhr ist auch Meyer von Jugend auf mit dem Altertum vertraut gewesen. Schon als Gymnasiast hatte er historische Karten zu Strabon gezeichnet, und als er, 17jährig, die Universität Bonn bezog (1872), da brauchte er die historische Methode nicht mehr zu erlernen, er hatte sie sich durch eigene Arbeit an den antiken Quellen längst angeeignet, so daß ihm die historischen Kollegien nichts Neues zu bieten vermochten. Seine Studienjahre benutzte er vielmehr zur Erlernung der orientalischen Sprachen, vor allem des Ägyptischen und des Arabischen. Seine Lehrer waren der Ägyptologe Georg Ebers, den die heutige Generation höchstens noch als den Verfasser von historischen Romanen kennt, und der Arabist Fleischer, beide in Leipzig. Als Privatdozent ließ er sich im Seminar von Friedrich Delitzsch in die Geheimnisse der Keilschrift einführen. Diese weitgespannte sprachliche Vorbildung eines primär historisch interessierten Geistes war damals etwas ganz Ungewöhnliches. Seit Niebuhr hatte sich niemand mehr diese Mühe gemacht, und die Orientalia waren eine Domäne der Spezialisten geworden, nicht immer zum Vorteil der Sache.

An universalhistorischen Versuchen fehlt es freilich in der Zeit zwischen Niebuhr und Eduard Meyer nicht ganz. In den Jahren von 1852 bis 1857 hatte Max Duncker eine vierbändige Geschichte des Altertums veröffentlicht. Sie war aus einer Neubearbeitung der Becker'schen Weltgeschichte hervorgegangen, die im vorigen Jahrhundert als Lehr- und Nachschlagewerk auch in so manchen Privatbibliotheken zu finden war. Max Duncker, einer der politischen Historiker des vergangenen Jahrhunderts, war sicherlich ein allseitig gebildeter Mann, der sich dazu um die neuere Geschichte unbe-

streitbare Verdienste erworben hat — von den altorientalischen Sprachen verstand er zu wenig, andererseits war auch die altorientalische Philologie noch nicht weit genug fortgeschritten, um eine verlässliche Grundlage für historische Forschungen bieten zu können.

Ganz anders war die Lage dreißig Jahre später, um 1880, als Eduard Meyer, 25jährig, mit dem Mute der Jugend an seinem großen Werk, einer „Geschichte des Altertums“, zu schreiben begann. Die überraschenden Funde im Zweistromlande in den 40er und 50er Jahren des 19. Jhs. hatten das Interesse der Gebildeten aller Kulturländer auf den Alten Orient gerichtet. Botta, der französische Konsularagent in Mossul, hatte in Chorsabad den Palast des Assyrerkönigs Sargon wiederentdeckt, in Nimrud, dem alten Kalach, hatte Henry Layard gegraben (seit 1845). Der Brite ist der Wiederentdecker der Paläste der alten Assyrerkönige, außerdem hat er durch ein romanhaft geschriebenes Buch die Phantasie seiner Zeitgenossen aufs höchste angeregt.

Hormuzd Rassam endlich fand in Kujundschik, dem alten Ninive, die Bibliothek des Königs Assurbanipal wieder, deren Keilschrifttexte zu den Schätzen des Britischen Museums zu London gehören. Im Jahre 1857 hatte die Kgl. Asiatische Gesellschaft in London an vier Gelehrte die Abschrift eines längeren assyrischen Textes, eine Inschrift des assyrischen Königs Tiglatpilesar I., versandt. Die unabhängig voneinander vorgenommenen Bearbeitungen durch vier prominente Assyriologen zeigten, daß die Keilschrift nunmehr als im wesentlichen entziffert gelten konnte. Freilich gab es später noch Rückschläge, so als im J. 1876 der Historiker Alfred v. Gutschmid in einer Streitschrift die Grundlagen der Entzifferung in Frage zu stellen versuchte, aber der Angriff stieß bereits ins Leere, und in der Folgezeit sind es vor allem Eberhard Schrader und Friedrich Delitzsch gewesen, die die assyriologische Wissenschaft auf sichere Grundlagen gestellt haben.

Eduard Meyer kam gerade zur rechten Zeit. Als ausgebildeter Ägyptologe — er hatte mit einer Arbeit über den ägyptischen Gott Seth-Typhon promoviert —, vertraut auch mit den Fortschritten der Assyriologie, konnte er an die Arbeit gehen, und schon nach vier Jahren, 1884, erschien der 1. Band seines Werkes; mit dem 5. Band (1902) führte er die Geschichte der Alten Welt bis in die Zeit um 360 v. Chr. herab, d. h. er gelangte bis zur großen Zeitenwende, die durch den Aufstieg Makedoniens unter König Philipp II. bezeichnet wird.

Ich darf hier vielleicht einschalten, daß etwa 40 Jahre nach dem Erscheinen dieses 5. Bandes ein anderer Historiker, Ernst Kornemann, an Eduard Meyer anzuknüpfen versucht hat. Ich meine hier

Kornemanns „Weltgeschichte des Mittelmeerraumes von Philipp II. bis Muhammed“ (360 v.—640 n. Chr.). Der Titel sollte ursprünglich lauten: „Weltgeschichte der 1000 Jahre von Philipp II. bis Muhammed“, er wurde aber wegen gewisser zeitgeschichtlicher Reminiscenzen geändert.

Noch heute stehen wir mit Bewunderung vor dem einzigartigen Werk, das Eduard Meyer in Angriff genommen und wenigstens zu einem großen Teil auch ausgeführt hat. Wir besitzen in dieser „Geschichte des Altertums“ ein auf ausgebreiteter Kenntnis der literarischen, inschriftlichen und monumentalen Quellen aufgebautes Geschichtswerk, das in großzügiger Weise die Völker und Kulturen der Alten Welt in den Gang der Universalgeschichte einordnet. Der historische Horizont weitet sich hier in großartiger Weise von Indien bis nach Nordeuropa. Auch in vielen Einzelheiten waren die Fortschritte ganz beträchtlich. Eduard Meyer ist der erste gewesen, der zu einer wirklichen Periodisierung der altägyptischen Geschichte mit ihren Höhepunkten und Verfallszeiten entscheidendes beigetragen hat, er ist als erster der weltgeschichtlichen Rolle des achämenidischen Perserreiches gerecht geworden, und seine scharf zupackende Kritik hat auch vor den schwierigen Problemen der griechischen und italischen Frühgeschichte nicht kapituliert — so lückenhaft das Material damals auch noch sein mochte. Wir stehen hier vor dem Werk eines universalhistorisch geschulten und universalhistorisch denkenden Forschers, einem Werk, das auf die geschichtliche Forschung seiner Zeitgenossen den tiefsten Eindruck hinterlassen hat. Nicht als ob seine Auffassung von allen geteilt worden wäre, im Gegenteil, wir haben Urteile des alten Mommsen, die zeigen, daß er Eduard Meyer gar nicht verstand. In einem Brief vom 3. Januar 1894 an seinen Schwiegersohn v. Wilamowitz schreibt Mommsen über den 2. Band der Geschichte des Altertums: „Daß der Pelion auf den Ossa gesetzt, der Horizont von Babylon nach Gades erstreckt wird, ist wohl grandios; aber ich fürchte, im Grunde falsch, und die Handbuchform für ein Geschichtswerk ist für mich kaum erträglich. Das *narrare* versagt ganz bei diesem *capitulatim* geschriebenen Buch.“ In einem Punkte hatte Mommsen recht: ein literarisches Kunstwerk ist Meyers Geschichte des Altertums nicht, ebensowenig wie Niebuhrs Römische Geschichte mit ihrem Nebeneinander von Forschung und Darstellung. Aber dennoch bleibt diese Geschichte des Altertums ein eindrucksvolles Dokument eines Geistes, der mit vollendeter historischer Technik vergangene Kulturen wieder zum Leben erweckte, ihre Menschen in unübertrefflicher Weise charakterisierte und auf dem allgemeinen Hintergrunde den Leistungen der einzelnen Männer und Völker gerecht zu werden vermochte.

Wie für jeden echten Historiker, so war auch für Eduard Meyer die Gesamtgeschichte ein einziges Continuum. Als Frucht seines Aufenthaltes in Nordamerika schrieb er nicht nur ein Buch über die Vereinigten Staaten, sondern auch ein Werk über die Entstehung der Sekte der Mormonen. Im ersten Weltkrieg verfasste er eine zornige Broschüre über England, und als Oswald Spengler sein Werk „Der Untergang des Abendlandes“ erscheinen ließ, da war Eduard Meyer unter den Historikern der einzige, der diesem Werk in einer großzügigen und noblen Rezension gerecht wurde, indem er Spenglers Buch mit Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ verglich. Im übrigen nahm er an der Tagespolitik den lebhaftesten Anteil, durch Propaganda ließ er sich nicht beeindrucken. Gegenüber gewissen Friedensschalmeien hatte er bereits zu Beginn unseres Jahrhunderts ein Zeitalter blutiger imperialistischer Auseinandersetzungen vorausgesagt — leider sollte er auch hierin recht behalten.

Eduard Meyers Konzeption der antiken Universalgeschichte ist bis in die jüngste Zeit die herrschende geblieben, nicht nur in Deutschland, sondern auch weithin im Ausland. Allerdings hat es an Rückschlägen nicht gefehlt. Es hat eine Zeit gegeben, in der die universalhistorische Auffassung starken Angriffen ausgesetzt war, vor allem in den Jahren nach 1933. Diese Dinge gehören nunmehr einer vergangenen Epoche der Wissenschaftsgeschichte an, aber um der historischen Gerechtigkeit willen muß hier gesagt werden, daß es in der deutschen Wissenschaft an Verteidigern der antiken Universalhistorie auch in jenen Jahren nicht gefehlt hat: ich darf hier meinen Lehrer Walter Otto in München nennen, der sich in ganz unerschrockener Weise für diese Idee eingesetzt hat.

Wo steht nun die antike Universalhistorie heute, 30 Jahre nach dem Tode Eduard Meyers, 130 Jahre nach dem Tode B. G. Niebuhrs? Was zunächst die Geschichtsschreibung betrifft, so hat Ed. Meyer keinen ebenbürtigen Nachfolger gefunden. Das ist nicht verwunderlich, wenn man weiß, daß der nahezu ununterbrochene Zufluß neuen Materials, vor allem für die Geschichte des Alten Orients, aber auch für die griechische Frühgeschichte, sich jeder gründlichen Synthese als Hindernis in den Weg stellt. Was heute aktuell ist, das kann morgen schon veraltet sein, und selbst der Spezialist, der sich nur mit einem Teilgebiet beschäftigt, sieht sich immer wieder von neuem Material überschüttet, das weder philologisch noch historisch genügend durchgearbeitet ist. Wer sich etwa mit den Staatsverträgen des Altertums beschäftigt, kann diese Erfahrung immer von neuem machen: alles ist in Bewegung, und es ist noch kein Ende dieses Zustandes abzusehen. Konnten Eduard

Meyer und seine Zeitgenossen sich mit der Kenntnis des Hebräischen, des Ägyptischen und des Akkadischen begnügen, so kommt heute nicht nur das Hethitische hinzu, auch die Erforschung vieler semitischen Sprachen und Dialekte hat große Fortschritte gemacht, und der Ägyptologe kann ohne Kenntnis des Demotischen kaum noch existieren, um von den Sprachen der Randvölker des Imperium Romanum in diesem Zusammenhange ganz zu schweigen. Selbst auf die Kenntnis des Chinesischen wird man heute im Hinblick auf die sog. Tocharerfrage (Yüe-chi) und im Hinblick auf die Beziehungen zwischen China und dem römischen Kaiserreich nicht mehr verzichten können. So wird es niemanden überraschen, zu erfahren, daß die Bewältigung universalhistorischer Darstellungen heute zur Aufgabe ganzer Forschergruppen geworden ist: es sei hier nur an die *Cambridge Ancient History* erinnert, die unter Mitarbeit von Gelehrten zahlreicher Nationen in den Jahren von 1924 bis 1939 erstmalig erschienen ist — aber gerade ihre ersten beiden Bände mit der Geschichte des Alten Orients sind heute weithin überholt und harren einer gründlichen Neubearbeitung.

Ich sehe in dem augenblicklichen Zustande keinen entscheidenden Einwand gegen die Konzeption der Universalgeschichte des Altertums. Wir sollten uns glücklich preisen, die Forschung unserer Tage in voller Bewegung zu sehen. Wieviel neue Probleme sind doch in den letzten Jahren aufgeworfen worden! Denken wir etwa an die Auffindung von Bruchstücken des hethitischen (ursprünglich wohl hurritischen) Kumarbi-Epos, das schlagende Parallelen zu Hesiods Theogonie aufweist. Hier wird die Frage nach den Beziehungen zwischen der religiösen Welt des Orients und des Okzidents neu gestellt; vielleicht werden spätere Funde einmal eine sichere Antwort darauf geben können, ob die griechische Götterwelt durch den Orient wesentlich beeinflußt worden ist. Ein anderes den Rechts- und Kulturhistoriker in gleicher Weise interessierendes Problem ist durch die Auffindung einiger Gesetzescodices in Altmesopotamien aufgeworfen worden. Diese Gesetzbücher sind viel älter als der berühmte Codex Hammurabi. Dies gilt z. B. für den Codex des Königs Lipit-İštar von Isin, den man in den Beginn des 19. Jhs. v. Chr. setzen muß. Noch älter ist das Gesetzbuch des Urnammu von Ur (ca. 2050), das eine geradezu vorbildliche Ethik, insbesondere im Hinblick auf den Schutz der Witwen, Waisen und Schwachen, aufweist.

Nehmen wir hierzu noch die Funde hinzu, die die französischen Ausgrabungen in Mâri (am mittleren Euphrat) und in Ugarit-Ras Schamra (in Nordsyrien, bei Latakije) erbracht haben. Die wissenschaftliche Auswertung ist hier noch in vollem Gange, trotzdem läßt sich aber schon heute sagen, daß sowohl Mâri wie auch Ras Schamra

uns ein lebendiges Bild altorientalischer Kleinstaaten in ihren Beziehungen zu den großen Nachbarn vermittelt haben, wie wir es in dieser Buntheit und Vielfalt nicht zu ahnen vermochten. Die Korrespondenz von Mâri (aus der Hammurabi-Zeit, um 1700 v. Chr.) ist überdies wohl der bedeutendste Fund altorientalischer Urkunden seit der Entdeckung des Archivs von El-Amarna in Ägypten im J. 1887/88. Von diesem Reichtum hätte sich Niebuhr nichts träumen lassen. Bei ihm war die Beschäftigung mit dem Alten Orient hervorgegangen aus dem Interesse, das schon der Vater, Carsten Niebuhr, der Welt des Ostens entgegengebracht hatte. Auch Eduard Meyer hat übrigens einige Zeit im Orient gewelt; als Erzieher im Hause des britischen Generalkonsuls in Konstantinopel hat er die bunte Welt des Orients auf sich wirken lassen. Das eigentliche Motiv, das seiner Beschäftigung mit der Universalgeschichte des Altertums zugrunde lag, war jedoch die Absicht, sich eine historisch begründete Weltanschauung aufzubauen. Mit ihrer Hilfe hoffte er nicht nur die Probleme der Vergangenheit, sondern auch die drängenden Fragen der Gegenwart meistern zu können. Der Energie, mit der Eduard Meyer dieses Ziel verfolgt hat, müssen wir höchste Anerkennung zollen: in dieser Hinsicht ist er ein durchaus politischer Historiker gewesen, ein Nachfahre von Häußer, Treitschke, Max Duncker, auch von Mommsen. Meyers wissenschaftliches Credo steckt in den sog. „Elementen der Anthropologie“, die er seinem großen Geschichtswerk vorangestellt hat. Trotz ihrer weiten Sicht werden diese Darlegungen heute kaum noch einen Historiker wirklich befriedigen. Wer, wie Ed. Meyer, den Ablauf der Geschichte aus der Verflechtung von Zufall und freiem Willen erklärt, der ist im Grunde nicht weit entfernt von jenen, die in der Geschichte die „Sinnggebung des Sinnlosen“ erblicken. Hier scheint Ed. Meyer geradezu das Opfer seiner unbestechlichen Nüchternheit geworden zu sein. — Im ganzen wird seine „Anthropologie“ zum Glück durch sein eigenes Werk widerlegt. Das Ziel der Geschichte, und nicht zum wenigsten der Universalgeschichte, kann es, so meine ich, nur sein, von der Entfaltung und Wirkung des menschlichen Geistes zu zeugen. Dieses Bild aber ist überzeitlich und unvergänglich, es ist keineswegs dem Zufall unterworfen, sondern es steht unter höheren Gesetzen, die sich in den säkularen Entwicklungen offenbaren. Eduard Meyer hat seinen großen Plan, eine Universalgeschichte des gesamten Altertums zu schreiben, nicht ausführen können. Über den i. J. 1902 erreichten Punkt, die Mitte des 4. Jhs. v. Chr., ist er nicht mehr hinausgekommen, wohl aber hat er die ersten Teile seines Werkes, insbesondere die altorientalische Geschichte, noch einmal neu bearbeiten können. Als er mitten in der Darstellung des 8. vorchristlichen Jahrhunderts stand und damit an einem Wendepunkte nicht nur der assyrischen, sondern der ganzen

vorderasiatischen Geschichte, da nahm der Tod dem 75jährigen die Feder aus der Hand. Wenn er sein Ziel auch bei weitem nicht erreicht hat, so gebührt ihm dennoch mit vollem Recht der Ehrentitel eines wirklichen Universalhistorikers des Altertums. Denn auch an der Erforschung der übrigen Abschnitte der Alten Geschichte hatte er mit grundlegenden Arbeiten teilgenommen: es sei hier an sein Buch „Caesars Monarchie und das Prinzipat des Pompejus“ (1918) erinnert und an das grundgelehrte, wenn auch in mancher Hinsicht nicht ganz befriedigende Werk „Ursprung und Anfänge des Christentums“, das in 3 Bänden von 1921 bis 1923 erschienen ist.

Als junger Student erlebte ich es, wie die großartige Bibliothek des eben verstorbenen Gelehrten an die Hansische Universität nach Hamburg gelangte. Sie war so groß und sie umfaßte so viele verschiedene Gebiete, daß das althistorische Seminar sich mit den eigentlich historischen Werken begnügte, die Orientalia und anderes wurden Spezialinstituten überlassen. Dieser Vorgang war ein Symbol für die wissenschaftliche Situation nach Eduard Meyers Tode. Das Universalreich, über das der Verewigte als unumschränkter Herrscher geboten hatte, zerfiel wieder in Teilreiche, es gab keinen Herrscher des Gesamtreiches mehr, es gab nur noch Diadochen. Dies war die Lage vor etwa 30 Jahren, wo stehen wir heute?

Es ist eine historische Tatsache, daß die großen Katastrophen unseres Jahrhunderts gerade die Geschichtsforscher zum Nachdenken gezwungen haben. In Verbindung mit den neuen geschichtsphilosophischen Systemen wie demjenigen von Spengler, Toynbee, Jaspers u. a. ist ein neues Interesse an der rätselhaften Geschichte erwacht, das vor allem der Universalgeschichte zugutegekommen ist. Der Historiker des Altertums findet den Boden vorzüglich vorbereitet, er kann der Anteilnahme eines breiten Publikums sicher sein. Gerade weil dies so ist, besteht aber die Gefahr, daß sich der Dilettantismus der Historie bemächtigt. Die Erforschung der Vergangenheit, insbesondere aber des Altertums, ist nur möglich unter bestimmten Voraussetzungen, die zu Niebuhrs und Meyers Zeiten die gleichen waren wie heute: sie ist nur möglich auf quellenmäßiger Grundlage, wobei der Philologie das erste Wort zusteht. Dies zu betonen scheint heute keineswegs überflüssig. Der Weg zur Erkenntnis führt über die Sprachen, die klassischen und die orientalischen, und wir können uns glücklich preisen, hierfür heute Hilfsmittel zu besitzen, um die uns frühere Generationen beneiden würden.

In seiner berühmten Antrittsrede vom 25. Mai 1789 in Jena mit dem Thema: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ hat es Friedrich Schiller als das Ziel der Geschichte

bezeichnet, durch die Erweiterung des Weltbildes den Glauben an den Fortschritt der Menschheit zu befestigen. Eduard Meyer war viel zu sachlich und zu nüchtern, um diesen Fortschrittsglauben zu teilen: alle geschichtliche Erkenntnis sei eine subjektive, immer wieder sei eine Revision des Geschichtsbildes möglich, und letzten Endes sei es der Historiker selbst, der die Probleme stelle, um mit ihnen an das Material heranzutreten. Das historische Erlebnis erscheint hier untrennbar verbunden mit der Persönlichkeit des Forschers, zwischen beiden besteht eine andauernde Wechselwirkung. In der Tat: der Weite und Tiefe des echten Universalhistorikers erscheint der Ablauf der Geschichte als ein anderer als dem Spezialisten, der seine ganze Kraft Einzelproblemen zuwendet. Geschichte aber kann nur erforscht werden, wenn sich der Historiker der Spannung zwischen den beiden Polen, dem Universalen und dem Speziellen, immer bewußt bleibt.

Der Universalhistorie des Altertums verdanken wir eine ganz entscheidende Vertiefung unseres Geschichtsbildes. Neue Völker und Kulturen sind in unseren Blickkreis gerückt, die klassische Kultur sieht sich in einen weiten Rahmen eingefügt. Erst die universalhistorische Betrachtung hat es ermöglicht, Epochen wie den Hellenismus und die Spätantike in den Ablauf des Geschehens einzuordnen und die Bedeutung dieser Zeitalter für die Menschheitsgeschichte herauszustellen. Es sollte vom universalhistorischen Standpunkt aus heute nicht mehr möglich sein, die griechische Geschichte mit der Schlacht bei Chäronea (338 v. Chr.) enden zu lassen, die großen Leistungen des hellenistischen Zeitalters auf politischem und kulturellem Gebiete können nicht mehr ignoriert werden, und selbst die Geschichte der Griechen in der römischen Kaiserzeit ist, unter universalem Aspekt betrachtet, eine sehr wichtige Epoche, die als Vorhalle zur byzantinischen Kultur von hoher Bedeutung gewesen ist. Es wird in Zukunft nicht mehr statthaft sein, die große weltgeschichtliche Leistung des späten Griechentums zu ignorieren, eine Leistung, die in der Verbreitung der christlichen Lehre und in der bewundernswerten Organisation der christlichen Gemeinden in dem römischen Weltreich bestanden hat. Hier liegen für den Historiker noch bedeutende Aufgaben, deren Lösung wir von der Zukunft erhoffen dürfen.

Gestatten Sie mir nun noch ein Schlußwort. In unseren Tagen erleben wir eine Hochflut geschichtsphilosophischer Literatur, unter ihnen befinden sich große Namen: Toynbee, Jaspers, Rüstow — um nur einige wenige hier zu nennen. Allen gemeinsam ist der Zug zur universalhistorischen Betrachtung des Geschehens, mag die Deutung im einzelnen auch noch so verschieden sein. In einer Zeit gewaltiger

äußerer und innerer Umwälzungen, in einem Zeitalter, in dem der Primat des alten Europa auf politischem Gebiet beseitigt, auf geistigem Gebiet zutiefst erschüttert ist, da scheint es sinnvoll, den Weg aus der fernsten Vergangenheit in die Gegenwart noch einmal rückschauend zu überblicken. Indem wir uns in die Kulturen vergangener Zeiten versenken, indem wir das Werden und das Vergehen der antiken Universalreiche verfolgen, erhebt uns die historische Betrachtung über Zeit und Raum, sie führt uns in das Reich des Unvergänglichen und ewig Gültigen, das aus der fernsten Vergangenheit zu uns herüberleuchtet.

Die Bestimmung der Zukunft durch den Historiker wird immer problematisch bleiben, da das Künftige von zu vielen und zu verschiedenartigen Faktoren abhängig ist, deren Wirkung im voraus niemand exakt bestimmen kann. Was wir aber der Vergangenheit entnehmen, ist unser persönlicher und unverlierbarer Besitz, der zur Formung der einzelnen Persönlichkeit wesentliches beizutragen vermag.

Es ist wahr, daß bei Eduard Meyer in seinen alten Tagen der Pessimismus zum Durchbruch gekommen ist. Ein Beweis hierfür ist seine kleine Schrift „Spenglers Untergang des Abendlandes“ (1925). Hierin hat es Ed. Meyer offen ausgesprochen, daß er an die Zukunft der europäischen Kultur nicht zu glauben vermöge. Der 4. August 1914, an dem Großbritannien gegen uns in den 1. Weltkrieg eingetreten ist, bezeichnete für ihn die Peripetie des europäischen Geschehens. Die Katastrophe des 2. Weltkrieges hätte ihn in seinem Pessimismus sicherlich nur noch bestätigt. — Niemand von uns wird sich darüber im Zweifel sein, daß wir heute an einer entscheidenden Wende angelangt sind. Die Durchdringung der Welt mit europäischem Geiste ist zu Ende, wir sehen heute die Wellen, die einst von Europa ausgingen, wieder zurückfluten. Die Emanzipation der arabischen Welt, ein Vorgang, den Meyer vorausgesehen hatte, ist in unseren Tagen in vollem Gange, ja zu einem großen Teil bereits vollendet. Junge Völker und Kontinente streben empor, aus dieser Entwicklung ergibt sich eine verwirrende Fülle von neuen politischen, wirtschaftlichen und zivilisatorischen Aspekten, die gerade die europäischen Völker vor immer neue Aufgaben stellt. Die Lösung dieser Probleme wird dadurch erschwert, daß sich seit nunmehr 15 Jahren zwei Weltmächte, bis an die Zähne bewaffnet, gegenüberstehen. Wie werden sich in Zukunft die Gewichte verteilen? Nach welcher Seite wird sich die Waage neigen? Das ist die entscheidende Frage.

Untrügliche historische Prognosen und Gesetze vermag uns auch die Universalhistorie nicht zu bieten. Eine gesetzmäßige Notwendig-

keit im Leben der Völker und Staaten gibt es nicht und kann es nicht geben, allen pessimistischen Prophezeiungen zum Trotz. Freilich, wo kein Glaube ist, da ist auch kein Wiederaufstieg, und die vornehmste Aufgabe des Historikers besteht, meine ich, darin, den Irrglauben an ein *Fatum*, an ein unüberwindliches blindes Schicksal, im Leben der Völker zu widerlegen. Die großartigen und für alle Zeiten vorbildlichen Kulturleistungen des abendländischen Geistes, der seine Prägung der Antike und dem Christentum verdankt, verpflichten uns dazu, dieses Werk nicht nur zu bewahren und zu erhalten, sondern auch, soweit es in unseren Kräften steht, zu fördern. Wir sind dies nicht zum Geringsten jenen Männern schuldig, die vor uns der Wissenschaft neue Räume erschlossen und dadurch einen unvergänglichen Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes geleistet haben.

Das Licht der antiken Universalhistorie, das Niebuhr einst entzündete, darf in Zukunft nicht wieder verlöschen. Im Lichte der Universalhistorie enthüllt sich der Kosmos einer längst vergangenen Welt, in der die Grundlagen unserer eigenen Kultur geschaffen worden sind. Von jener Epoche aber gilt das Wort, mit dem einst Erwin Rohde sein ewig junges Buch „Psyche. Seelencult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen“ geschlossen hat: *Desinunt ista, non pereunt*: „Jene Welt ist zwar vergangen, tot ist sie aber nicht.“

BIBLIOGRAPHISCHER NACHTRAG

Für Carsten Niebuhr existiert die berühmte Biographie aus der Feder seines Sohnes: Carsten Niebuhrs Leben (1816), abgedruckt in B. G. Niebuhrs „Kleinen historischen und philologischen Schriften“ Bonn 1828, S. 1 ff. — Zu B. G. Niebuhr siehe: Die Briefe B. G. Niebuhrs, herausg. von D. Gerhard und W. Norwin, I-II (Berlin 1926 und 1929), mit einer sehr ausführlichen Darstellung des Lebens und Denkens Niebuhrs in der Einleitung des I. Bandes aus der Feder von D. Gerhard. Ferner: U. Wilcken, Gedächtnisrede auf B. G. Niebuhr, Bonn 1931. — Zu Eduard Meyer siehe etwa seine eigene autobiographische Skizze und die Gedächtnisrede Ulrich Wilckens, beide abgedruckt in: Eduard Meyer. Bibliographie, von Heinrich Marohl, Stuttgart (Cotta) 1941. — Zum Streit um die Konzeption der Universalgeschichte ist vor allem zu vergleichen: Walter Otto, Deutsche Literaturzeitung 1937, S. 1119 ff., 1161 ff.; Hist. Zeitschr. 161 (1940) S. 311; siehe schließlich meinen Nachruf auf W. Otto in Bursians Jahresberichten 284 (1943, erschienen 1944), Nekrologe, S. 34 ff.